21.05.2019 — 7 Minuten Lesezeit

Von Hans Gasser

Mekka liegt im Westen!“ Das weiß hier in Buchara natürlich jedes Kind. Aber Europäer, von denen es im prächtigen Zentrum der alten Seidenstraßen-Stadt Buchara nur so wimmelt, haben das nicht so präsent. Deswegen erklärt Zoirshoh Klichev, dass alle Moscheen hier nach Westen ausgerichtet sind.

Der Architekt Klichev, ein energiegeladener, stämmiger Mann, ist auch eher nach Westen ausgerichtet. Er spricht sehr gut Französisch, war oft in Europa auf Kongressen. Früher war er im Staatsdienst tätig und für die Sanierung der verfallenden Medresen, Moscheen und Karawansereien in seiner Heimatstadt zuständig.

Der Architekt Zoirshoh Klichev.

Klichev, heute viel beschäftigter freier Architekt, kennt Buchara wie kaum ein anderer. Er sitzt in einem schicken Restaurant in der Nähe des Labi-Hauz-Komplexes, dem beliebtesten Treffpunkt der Stadt: ein von drei prunkvollen Medresen gerahmter Platz, in dessen Mitte ein großes, steinernes Wasserbecken eingelassen ist. Mehr als 100 dieser kühlenden Becken habe es einst in Buchara gegeben, sagt Klichev, „aber die Sowjets haben zwei Drittel der Altstadt zerstört“ – mit ihren breiten Boulevards und Wohnblocks. Dabei hätten die früheren Architekten genau gewusst, warum sie die Oasenstadt mit so engen, chaotischen Gassen und Wasserbassins gebaut haben: „Zum Schutz vor der sengenden Sonne und den Sandstürmen.“ Die engen Gassen konnten leicht überdacht werden und boten so den Händlern, die hierher kamen, gute Bedingungen. „Und alle Karawanen kamen durch Buchara“, sagt Klichev. „Diese Stadt war keine Handelsstadt, sie war der Handel selbst.“ Umso mehr ärgert es ihn, dass von einst 50 Basaren in der Altstadt heute kein einziger übrig ist: „Man darf nicht alles nur für die Touristen machen, auch die Einheimischen müssen Lebensmittel in der Altstadt kaufen können.“ Doch Abhilfe ist in Sicht: Vom neuen Präsidenten selbst hat Klichev den Auftrag bekommen, am Rand der Altstadt, an der Stelle des alten Sowjetmarktes einen neuen, modernen Basar zu bauen. Eine Genugtuung für ihn:

„Endlich wieder ein Basar. Ich hasse Supermärkte, da kann man nicht feilschen!“

Wer als Tourist durch die von der Unesco zum Welterbe erklärte Altstadt von Buchara spaziert, kann die Mäkelei des Architekten zunächst nicht verstehen. Denn es eröffnet sich ihm an vielen Stellen eine immer noch erstaunlich große orientalische Stadt, in der Gebäude aus mehr als 1000 Jahren erhalten sind:

die zinnenumwehrte Festung des einst gefürchteten Emirs von Buchara,

vor der man sich heute auf dem Rücken eines Kamels fotografieren lassen kann, das von einem Mann in Tarnuniform jeden Morgen zum großen Platz geführt wird;

die Kalon-Moschee mit ihrem fast 900 Jahre alten und 50 Meter hohen Minarett, an dessen Spitze Feuer entzündet wurden, damit die Karawanen in der Wüste den Weg nach Buchara fanden;

die vielen, mit reich ornamentierten Fliesen und Majolika geschmückten Medresen, also jene historischen islamischen Schulen, deren Herz meist ein von Spitzbogen-Arkaden und Maulbeerbäumen gesäumter Innenhof ist;

und natürlich das große Jüdische Viertel mit seinen zwei erhaltenen Synagogen, in dem einst bis zu 20 000 Juden gelebt haben.

Nach dem Ende der Sowjetunion emigrierten die meisten dieser sogenannten Buchara-Juden nach Israel und in die USA.

„Sie waren die Meister der Folklore, die besten Musiker und Schauspieler“, sagt Shavkat Boltaev. Der Fotograf hat seine Galerie am Rand des Jüdischen Viertels, in den dunklen Gewölben einer alten Karawanserei. Eines seiner Hauptmotive sind die Juden von Buchara. „Ich wollte deren Kultur dokumentieren, seit ich 1985 mit dem Fotografieren angefangen habe.“ Auf den Fotos sind zerfurchte Gesichter zu sehen, Frauen in traditionellen Gewändern und Männer mit weißen Bärten und goldenen Schneidezähnen. Ein Foto zeigt, wie eine ältere Frau mit einer brennenden Fackel Kreise über ihrem Mann zieht, der auf einem Schemel sitzt, den Kopf unter einem roten Tuch. „Das sind Juden, die einen alten zoroastrischen Feuerkult ausüben, damit es dem Mann wieder besser geht“, erklärt Boltaev, der selbst iranische Wurzeln hat und Tadschikisch spricht, eine Ausprägung des Farsi. Heute gibt es nur mehr 420 Juden in Buchara, aber noch zwei Synagogen. Boltaev zeigt gerne die zwei großen, goldverzierten Gebetsräume und den Innenhof:

„Juden und Muslime haben in Buchara fast immer friedlich zusammengelebt.“

Buchara, ja ganz Usbekistan, ist eine spannende, manchmal verwirrende Mischung aus Völkern, Sprachen, Kulten und Religionen. Das zentralasiatische, weitgehend aus Wüste, Oasen und ein wenig Gebirge bestehende Land besitzt mit den drei alten Seidenstraßen-Städten Chiwa, Buchara und Samarkand ein gewaltiges kulturelles Erbe, aus Zeiten, in denen Emire und Khane mit ihren Reitertruppen riesige Reiche eroberten.

SZ-GRAFIK

Der bekannteste von ihnen war Timur Lenk, ein Heerführer, der im 14. Jahrhundert über ein Reich gebot, das von Kaschgar in China bis nach Ankara reichte. Mit dem Geld, den Sklaven und den Baumeistern, die die Eroberungszüge und der Zoll an der Seidenstraße einbrachten, ließen er und seine Nachfolger sich Baudenkmäler setzen: etwa den unglaublichen Registan in Samarkand, eine Art Petersplatz des Islams.

Von Buchara nach Samarkand und weiter in die Hauptstadt Taschkent kann man heute bequem mit dem spanischen Schnellzug Talgo fahren, von dem die usbekischen Staatsbahnen zwei Exemplare gekauft haben – weswegen es auch nur zwei Fahrten damit gibt: eine morgens um 4.45 Uhr und eine abends. Die Schaffner tragen noch diese pizzateller-großen sowjetischen Mützen, es gibt Teeservice im Zug. Der Bahnhof von Samarkand ist eine Attraktion für sich. „Das letzte Geschenk der Sowjets“, sagt ein humorbegabter Reiseleiter. 1991 fertiggestellt, monumental groß, mit ägyptisch anmutenden Säulen, kirchenartigen Buntglasfenstern und tonnenschweren Kronleuchtern – es wirkt, als wollten die Sowjet-Architekten angesichts des historischen Prunks von Samarkand ihre eigene Duftmarke hinterlassen, kurz bevor ihr Imperium unterging.

Samarkand stellt selbst Buchara in den Schatten, wenn auch die Prachtbauten auf deutlich größerer Fläche verteilt sind und dazwischen viel moderne Stadt liegt. Samarkand war die Hauptstadt unter Timur Lenk und seinen Nachfolgern. Dementsprechend wurde hier geklotzt, nicht gekleckert: Die Nekropole Schah-i-Sinda, in der 17 Mausoleen mit blau-türkisen Majolikafassaden, Blattgold-Kuppeln und reichen Verzierungen miteinander wetteifern; das astronomische Observatorium des Astronomen und Timur-Enkels Ulugh Beg, dessen Bücher auch in Europa gelesen wurden. Und natürlich der Registan-Platz, der von drei monumentalen, persisch beeinflussten Medresen gerahmt ist.

Nargiza Amanbaeva schlägt als Treffpunkt den Registan vor, „beim Fahrradverleih“. Der Platz ist riesig, und so dauert es, bis man die Unternehmerin gefunden hat. Sie geht voran, vorbei am bronzenen Denkmal des vor drei Jahren gestorbenen usbekischen Diktators Islam Karimov, setzt sich in den Innenhof eines Cafés, bestellt Grüntee und Nusskuchen und beginnt zu erzählen – über Usbekistan im Jahr 2019. Amanbaeva ist eine Selfmade-Frau, sie hat ihre eigene Agentur, mit der sie Reisen für ausländische Veranstalter organisiert. Ihre sechs Angestellten sind allesamt Frauen und arbeiten halbtags im Home-Office. „So sind sie von ihren Männern unabhängig und können die Familie leiten“, sagt Amanbaeva. Das ist sehr ungewöhnlich für das sich gerade erst öffnende, noch sehr traditionsverhaftete Land. Zwar gehen die meisten Frauen hier ganz normal gekleidet und ohne Schleier auf die Straße. Auch legen die Eltern zunehmend Wert auf die Schulbildung der Töchter. Doch sobald diese mit etwa 20 verheiratet werden, ist es oft mit Beruf und Selbstbestimmung vorbei. Das werde sich aber ändern, ist Amanbaeva überzeugt:

„Ob wir es wollen oder nicht: Die Familien werden moderner. Die Männer werden verstehen, dass Frauen ohne Arbeit nicht glücklich sind.“

Deshalb habe sie auch vor knapp drei Jahren den heutigen Präsidenten Shavkat Mirziyoyev gewählt. Der war zwar unter Diktator Karimov Regierungschef, verfolgt aber seit seinem Amtsantritt eine ganz gegensätzliche Politik: Statt Abschottung und staatlich dominierter Wirtschaft setzt er auf Öffnung, Bildung und Liberalisierung. Ob er allerdings auch eine Zivilgesellschaft, Opposition und wirkliche Demokratie zulassen will, steht noch nicht fest.

Der Tourismus jedenfalls wird sehr stark gefördert, seit Anfang des

Jahres brauchen EU-Bürger kein Visum mehr, was Amanbaeva sehr begrüßt. „Wir brauchen jetzt hochwertige Hotels und viel mehr Hotelbetten“, sagt sie. Zudem müsse man die Touristen besser verteilen. Die meisten kommen im Frühling oder Herbst und machen dieselbe Tour: Chiwa, Buchara, Samarkand und Taschkent. Das führe dazu, dass die Städte ein paar Monate im Jahr voll seien. „Wir müssen in der Nebensaison bessere Preise anbieten und die Gäste auch in die Nuratauberge, an den Aydarsee oder in die Wüste Kizilkum bringen“, sagt Amanbaeva. „Es gibt so viel Schönes in Usbekistan.“ Die fortschrittliche Unternehmerin beklagt das Austrocknen des Aralsees, macht sich Gedanken zur Plastikmüllvermeidung und überlegt, bei der nächsten Wahl die Eco-Partei zu unterstützen, die mit immerhin 15 Abgeordneten im Parlament sitzt. „Wir müssen das Land verändern und weiterentwickeln“, sagt sie.

In verschiedenen Nuancen ist diese Aufbruchstimmung bei vielen Menschen im Land zu spüren. Zwar fehlt es noch an gut ausgebildeten Fachleuten, intakten Straßen, Hotels und öffentlichen Toiletten. Aber in den Altstädten von Samarkand und Buchara werden überall Gästehäuser in schöne alte Wohnpaläste gebaut, mit schattigen Veranden im Innenhof.

In den nächsten zwei Jahren will die Regierung viel Geld in Infrastruktur investieren und die Bettenzahl von heute 21 000 auf 50 000 hochschrauben. Das sagt der junge, hoch motivierte Chef des staatlichen Tourismus-Marketings Behruz Hamzaev in seinem Büro in Taschkent. Er schwärmt von neuen Hotelfachschulen, Bloggerfestivals, Ökotourismusprojekten, gar Spielcasinos in den Dörfern am ehemaligen Aralsee. Am Ende sagt er den denkwürdigen Satz: „Wir werden das nächste Georgien sein!“

Ein paar Gänge runterschalten: Ein sowjetischer Oldtimer bricht das Bild der Oasenstadt Chiwa, die sonst mit ihrer intakten Stadtmauer und den vielen Prachtbauten wirkt, als wäre sie im 14. Jahrhundert eingefroren worden.

Mehr große Geschichten

SZ Plus **Mittelschüler**

Unerhört

Jeden Freitag gehen hunderttausende Schüler in Deutschland für den Klimaschutz auf die Straße. Auf der Suche nach denen, die nicht demonstrieren.

Jetzt lesen →

SZ Plus **Drogen**

Legalize it?

Das Image wird immer weicher, der Stoff immer härter: Experten streiten über Fluch und Segen der alten Droge Cannabis. Wird mit der Pflanze bald mehr zu verdienen sein als mit Alkohol?

Jetzt lesen →

SZ Plus **Artenschutz**

Unsere schrägsten Vögel

In Burghausen lebt wieder eine Kolonie von Waldrappen. Die vom Aussterben bedrohten Tiere sind Einheimischen und Touristen ans Herz gewachsen. Bald gehen sie wieder auf gefährliche Reise.

Jetzt lesen →

Süddeutsche Zeitung

Digitale Projekte

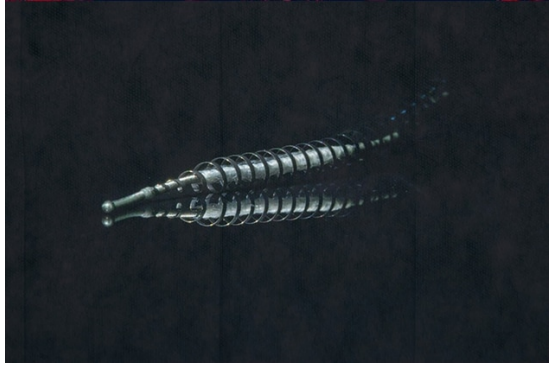
Storytelling

Alle digitalen Projekte

Innovative Reportagen und investigative Recherchen, Datenjournalismus und Crowdsourcing – erleben Sie die digitalen Projekte aus der Entwicklungsredaktion und den Ressorts der *Süddeutschen Zeitung.*

Jetzt lesen →

Gerne gelesen



SZ Plus **Implant Files**

Teufelsspirale

Das Sterilisationsmittel Essure von Bayer galt als Revolution in der Verhütung: sanft, schnell und dauerhaft. Doch dann begann für Tausende Frauen die Hölle.

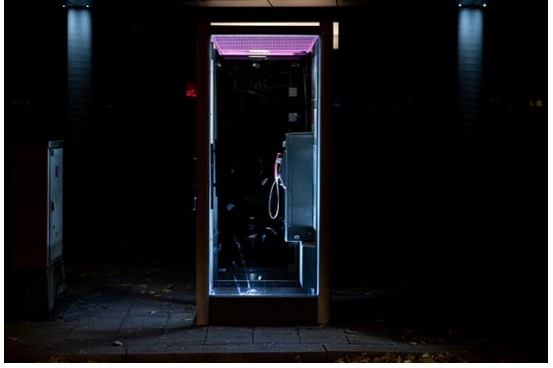
Jetzt lesen →

SZ Plus **Spurensuche**

Meine Mitschüler

Der Ruf der Hauptschule war nie schlechter als heute. Ihre Absolventen gelten als abgeschrieben. Unser Autor ist einer von ihnen. 13 Jahre nach seinem Abschluss fragt er sich, was wohl aus den Mitschülern geworden ist. Eine Suche.

Jetzt lesen →



SZ Plus **Vermisste und ihre Orte**

Verschollen

Die Tochter, der Ehemann, die Freundin – plötzlich sind sie verschwunden. Zurück bleiben Angehörige, die verrückt werden vor Ungewissheit – und Orte, die ihre Unschuld verloren haben.

Jetzt lesen →

Titelbild: age fotostock/Philippe Michel
Fotos: Hans Gasser
Digitales Design: Lea Gardner
Digitale Umsetzung: Elisabeth Gamperl